

Geschichten im Schnee.

Von Ernst Wichert.
(Fortsetzung zu Nr. 36.)

„Ich erinnere mich, einmal eine sehr ernste Novelle gelesen zu haben,“ bemerkte die Baronin, „in der eine derartige Unachtsamkeit, die kein Mensch für eine ernste Beschuldigung erklären würde, während ihre Folgen sehr bedauerlich sein können, die traurigste Rückwirkung auf das Gemüt des Unachtsamen äußerte.“

„Kommen wir aber nicht zu weit von unserer Tagesordnung ab,“ mahnte der Fortmeister. „Ich hoffe, die Frau Geheimere Rätin wird uns mit diesem Erlebnis ihrer Freundin nicht abgefunden haben wollen. Sie sind an der Reihe.“

„Ach bitte —“ fiel der junge Ehemann ein, der schon mit sichtlich Unruhe der Unterhaltung gefolgt war, „wenn es der gnädigen Frau sonst recht sein sollte und den geehrten Herrschaften nicht zuwider — lassen Sie mir den Vortritt, falls mir nicht erlaubt werden sollte, gänzlich auszuscheiden. Was ich vorzubringen habe, ist so einfacher Struktur und verzichtet so sehr auf Spannung, daß ich dringend wünschen muß, damit fertig zu werden, so lange Ihre Geduld noch zur Rücksicht neigt. Zudem möchte ich sich vielleicht auch empfehlen, auf die etwas schwermütige Erzählung, die uns soeben erschüttert hat, einen mehr heiteren Vortrag folgen zu lassen. So etwas, wenn auch nicht gerade eine Humoreske, könnte ich Ihnen allenfalls versprechen.“

Die geheime Rätin war ganz einverstanden. „Also Ihre Geschichte,“ rief man dem jungen Kaufmann zu, „Ihre Geschichte ohne Vorrede! Was können Sie ihr denn für einen Titel geben?“

„Um —“ machte er, „nennen wir sie meinestwegen die Flucht aus dem Vergnügen. Ich will nur hoffen, daß Sie nicht die Flucht vor dem Vergnügen ergreifen, das ich Ihnen bieten kann.“

Seine reizende kleine Frau stieß ihn mit dem Ellenbogen an. „Du bist aber auch unerlaubt bescheiden, Leopold,“ wisperte sie.

Die ganze Gesellschaft mußte laut auflachen. „Na ja —“ sagte der junge Ehemann schmunzelnd, „das ist mein Fehler.“ Er hielt es für geraten, die vergnügte Stimmung zu benutzen und sogleich anzufangen.

Die Flucht aus dem Vergnügen.

Sie haben uns für ein junges Paar auf der Hochzeitsreise gehalten; wir sind aber schon bald ein Jahr verheiratet, haben also allen Anspruch darauf, für alte Eheleute angesehen zu werden. Und doch verwindern wir uns über diese Verklemmung unserer Würde nicht sonderlich: Wir fühlen uns wirklich wie ein junges Paar, das eben von der Hochzeitstafel aufgestanden ist, und sehen gewiß beide sehr glücklich aus — wie eben Hochzeitsreisende auszufragen pflegen, die von den Segenswünschen der lieben Eltern, Schwiegereltern, Geschwister, Onkel, Tanten und guten Freunde begleitet, dabei mit einem kräftigen Wechsel ausgestattet, der sie für so und so viele Wochen aller Sorgen überhebt, dem schönen Italien zueilen. Das hat besonderen Grund. Wir waren nämlich bereits nahe daran, ein sehr alltägliches, ich möchte sagen konventionelles Ehepaar zu werden, und sind nun sehr froh, daß wir noch zu rechter Zeit unseren eigenen Weg eingeschlagen haben. Wie wir ihn entdeckten, möchte ich eben erzählen.

Wir sind beide eingeborene Berliner, meine Frau und ich, beide Kinder reichbegüterter Eltern, von denen mein Vater und ihre Mutter noch leben, und in ein gewisses Milieu hineingewachsen, wie es allen Familien des Kaufmannstandes eigen zu sein pflegt. Mein Vater ist Chef eines Bankhauses, meine Schwiegermutter die Witwe eines Großindustriellen, dessen Geschäft die Söhne fortsetzen. Beide machen sie, was man so nennt, ein Haus und verkehren in einem weiten Umgangskreise von Leuten, die ungefähr auf demselben Fuße zu leben in der glücklichen Lage sind. Wir haben einander auf Gesellschaften kennen gelernt und dann natürlich keine Gelegenheit veräußert, uns wieder in Gesellschaften zu treffen; wir haben zusammen getanzt, diniert, soupiert, bei Wohlthatigkeitsfesten mitgewirkt, gefeselt, geradelt, Tennis gespielt und sonstigen Sport getrieben. Ob wir lesen und schreiben können, hätten wir einander nicht zu bezeugen vermocht. Und dann verlobten wir uns und bezielten gar keine Zeit, uns unseres jungen Glückes zu erfreuen, da das freudige Ereignis sofort publiziert und nicht nur in beiden Häusern, sondern auch rundum in allen befreundeten Familien möglichst großartig gefeiert wurde. Kein Tag verging, an dem wir nicht irgendwohin eingeladen waren, ein Theater, ein Konzert, einen Basar besuchten, oder sonst in Gesellschaft unsere Abende bis tief in die Nacht verbrachten. Besuchte ich am Vormittage meine Braut, so fand ich sie selten allein, wenn ich sie überhaupt zu Hause antraf, da sie zur Beschaffung der Ausstattung mit ihrer Mama herumzufahren oder pflichtschuldigst Visiten zu erwidern hatte. Ihre Freundinnen waren unzählbar wie der Sand am Meer, und jede wollte doch „noch etwas von ihr haben.“ Es kam kaum vor, daß wir eine Stunde ganz für uns hatten. Und wir fanden das alles eigentlich ganz in der Ordnung; andere Brautleute unserer Bekanntschaft hatten es nicht anders gehabt.

Die Hochzeit länger, als für die Vorbereitungen

durchaus nötig, hinauszuschieben, war gar kein Grund. So wurde denn wenige Monate nach unserer Verlobung der große Tag bestimmt, durch einen Polterabend mit zahlreichen Aufführungen würdig vorbereitet und nach der kirchlichen Einsegnung unserer Ehe mit einem fulminanten Gastmahl in dem großen Saale eines unserer ersten Hotels gefeiert, da für die vielen notwendig zu berücksichtigenden Hochzeitsgäste der Raum im Hause meiner Schwiegermutter nicht ausreichte. Wir waren schon im Spätherbst. Eine Hochzeitsreise galt für selbstverständlich. Wohin aber? Auch in Italien war zu dieser Zeit nichts zu holen. Man kam auf den guten Einfall, uns nach Wien zu schicken: dort könnten wir uns in der schönen und lustigen Kaiserstadt ein paar Wochen köstlich unterhalten. Das war ja auch gerade, was uns fehlte!

Selbst wußten wir es ja freilich auch nicht besser, als daß ein junges Paar die vornehmste Aufgabe hätte, sich zu unterhalten. Und da wir an Wiener Familien reichlich empfohlen waren und natürlich nicht veräußerten, Briefe und Karten abzugeben, kamen wir auch dort wieder sogleich in einen ganz ähnlichen gesellschaftlichen Trübel, wie wir ihn eben verlassen hatten. Beide hatten wir gewiß mitunter das recht quälende Gefühl, daß wir uns in ihm nicht wohl befänden und etwas vermisten, konnten uns aber nicht klar darüber werden, was wir eigentlich anders hätten wünschen sollen. Es ging uns ja so gut; man kam uns so liebenswürdig entgegen, und die Wiener Gastfreundschaft ist mit Recht berühmt. Wir wären recht undankbar gewesen, wenn wir uns beklagt hätten.

Dann kehrten wir nach Hause zurück. Nach einem Hause! Und sofort ergoß sich der Dampfstrom der väterlichen und mütterlichen Freundschaften und Bekanntschaften über uns, so daß wir gar nicht zur Besinnung kommen konnten. Jeder wollte sehen, wie das junge Paar eingerichtet sei, lud ein und wünschte eingeladen zu werden. In irgend einem der mehr als zwanzig Theater war immer etwas auf dem Spielplan, was durchaus gesehen sein mußte, und man verabredete auch zur Abwechslung gern einmal einen Besuch im Zirkus oder in den Varietés. Die Freunde und die Freundinnen schienen förmlich darauf zu spekulieren, wie uns recht viel Vergnügen bereitet werden könnte, und versicherten, stolz darauf zu sein, sich mit uns öffentlich zeigen zu können. Die junge Frau mußte doch auch Gelegenheit haben, ihre Toiletten vorzuführen! Nach dem Theater wurde natürlich irgendwo gemütlich gegessen. Keine Nacht vor ein Uhr, oft auch erst sehr viel später, gelangten wir zur Ruhe, und am anderen Tage begann der tolle Reigen von Vergnügungen auf's neue, nur unterbrochen für mich durch eine Anzahl Arbeitsstunden im Kontor, für Klärchen durch Visiten und Konferenzen mit Schneidern und Putzmacherinnen.

Meiner kleinen Frau ging das endlich doch über die Kraft, daß heißt, sie beklagte sich auch jetzt nicht, aber sie verlor die Farbe, hatte am Morgen Kopfschmerzen und wurde so nervös, daß ihr bei dem geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit mit irgend etwas immer sofort die Tränen in den Augen standen. Obgleich ich mir keiner Verschuldung bewußt sein konnte, mußte ich bemerken, daß sie mich mitunter vorwurfsvoll anblidete oder mit einer gewissen, wie mir schien, pointierten Gleichgültigkeit behandelte, als ob ich dafür bestraft werden sollte, daß ihr nicht besser zumute sei. Ich selbst befand mich in einem Zustande von Unbehaglichkeit, der sich gar nicht beschreiben läßt, und fühlte mich täglich ungenießbarer. Und wenn ich nun auch zu erkennen glaubte, wo uns der Schuh drückte, so meinte ich doch das Ubel zu vergrößern, wenn ich darauf hinwies, da ja doch an eine Änderung unserer Lebensweise nicht zu denken sei und wohl auch von der anderen Seite nicht gedacht würde.

Und dabei hatten wir uns aus wirklicher Herzensneigung geheiratet, und ich war sehr verliebt in meine junge Frau! Wir hatten beide etwas auf dem Herzen, was uns einander entfremdete, aber es schien nun schon so, als ob wir uns damit still abfinden müßten, wie die Dinge nun einmal lagen und wie wir beschaffen waren.

Eines Nachts aber, als wir wieder erst gegen zwei Uhr nach Hause kamen, ließ Klärchen sich ganz erschöpft ins Sofa fallen, brach in Tränen aus und rief: „Nein, es geht nicht so weiter!“

Ich war einen Augenblick fast erschreckt sowohl über diese ganz unerwartete Äußerung selbst, als über den leidenschaftlich-energetischen Ton, in dem sie vorgebracht wurde, hatte aber zugleich doch das Gefühl großer Erleichterung, als ob endlich das erlösende Wort gesprochen sei, und antwortete ebenso bestimmt: „Es geht auf keinen Fall so weiter!“

„Siehst du das auch ein?“ fuhr sie schluchzend fort, indem sie meine Hand ergriff und mich zu sich zog. „Ist das denn ein Leben? Haben wir noch irgend etwas von einander? Bist du mein Mann, bin ich deine Frau? Haben wir auch nur noch eine Minute am Tage, in der wir uns mit ganzer Kraft der Seele angehöben, unserer Liebe froh werden? Vergnügen, Vergnügen, immer Vergnügen! Und es ist schon so langweilig und wird täglich fader. Immer in Gesellschaft von Menschen, die uns innerlich nichts angehen, die uns nichts zu bringen, die wir mit lächelndem Gesicht ertragen müssen,

denen wir nichts sein können, als zwei mehr in dem ewigen Karneval von Lustbarkeiten! Es mag ja sein, daß du das gar nicht so fühlst, im Gegenteil sehr zufrieden damit bist, dich mit mir nicht beschäftigen zu dürfen. Ach Gott! Ich sehe mehr und mehr ein, daß dem wirklich so ist, und das — das — das macht mich sehr unglücklich.“

Trotz dieses schweren Vorwurfs hätte ich im Zimmer herumtanzen mögen vor Seligkeit. Die Eisbede war gesprengt, und es verursachte sicher nur noch die geringste Mühe, die Schollen vollends zur Seite zu schieben und abzuräumen. Ich schloß das tapfere Frauchen stürmisch an meine Brust, versicherte, daß sie mir ganz aus dem Herzen gesprochen habe, und erklärte mich im Voraus mit jedem Vorschlag einverstanden, der uns dazu helfen könnte, endlich aus dieser Tretnöhle des Vergnügens befreit zu werden.

„Siehst du,“ sagte Klara freudig überrascht, „so wenig kannten wir bisher einander, daß wir uns gegenseitig zutrauen konnten, mit Befriedigung an der Lebensbahn unseres Glückes zu arbeiten. Wie hätte es denn auch anders sein können? Wir haben ja gar keine Zeit gehabt, bei uns zu Hause zu sein. Ach! nun wird das Leben schön werden.“

Ich stimmte zu, indem ich nicht müde wurde, ihr die lieben Hände zu küssen, und erklärte mich bereit, auf jeden Theater- und Konzertbesuch so lange zu verzichten, als es ihr genehm sein würde, und jede Gesellschaft abzusagen, die sie für „abfagenmöglich“ erachtete, man möge die Leute vor den Kopf stoßen, wie man wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherchau.

* Albert Schweitzer: J. S. Bach. Vorrede von Ch. M. Widor. Breitkopf u. Härtel, Leipzig 1908. (XVI und 844 S.) Der Titel des vor drei Jahren erschienenen „Jean-Sébastien Bach, le musicien-poète“ Albert Schweitzers läßt besser die Tendenz des Buches erraten, als das lakonische „J. S. Bach“ der nunmehr erschienenen, allgemein gewünschten deutschen Ausgabe: nämlich der Musikwelt zu zeigen, daß der Thomaskantor weit mehr sei als der unerreichte Kantaporträtist, daß in seiner Kunst ein Drang und ein Vermögen sich bemerkbar mache, dichterische Ideen auszudrücken und Wort und Ton in wunderbare Einheit zu bringen. Die Entstehung des kritischen Buches verdanken wir im letzten Grade der Anregung des Organisten von St. Sulpice in Paris, Ch. M. Widor, bei dem sich Schweitzer, wie ihm sein Meister in der Vorrede bezeugt, zu einem ganz hervorragenden Organisten heranzubilden, der wohl zu den erfahrensten und gewandtesten Spielern zählt, die ein Dirigent zur Aufführung Bachscher Kantaten und Passionen sich auf die Orgelbank wünschen kann. Dr. Albert Schweitzer, juristischer Privatdozent an der Universität Straßburg, ist seit fast einem Vierteljahrhundert in immer engerer Fühlung mit der Bachschen Kunst getreten. Was bereits den zehnjährigen Knaben geheimnisvoll ergriß, das erschloß sich mit immer größerer Klarheit dem vielseitig begabten und über ein umfassendes Wissen gebietenden Manne, der in sich den Philosophen, Theologen, Historiker, Ästhetiker und Künstler vereinigt. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in dem vorliegenden Buche das Werk eines Berufenen von ganz eigenartiger Bedeutung und von bleibendem Werte besitzen, ein Werk, aus der Praxis der lebendigen Musik heraus von einem feinfühlenden Ästhetiker mit überzeugender Sprache geschrieben. Die so oft vermischte Fühlung zwischen Kunstphilosophie und nachschöpfender Kunst ist hier in vollkommener Weise vorhanden, ähnlich wie in den „Musikalischen Rückblicken“ Heinrich Reimanns. Schweitzer gibt uns nicht allein eine historische Studie, sondern leistet der allgemeinen wie der musikalischen Ästhetik insbesondere einen großen Dienst durch die eingehende Erörterung kunstphilosophischer Fragen, die sich beim Vergleich zwischen der Kunst Bachs und anderer Musikheroen wie von selbst ergeben. Musikliebhaber zum selbständigen Nachdenken über Wesen und Geist der Bachschen Kunstwerke und die beste Art ihrer Wiedergabe anzuregen, das ist der Zweck des Buches. Die einfache, allgemein verständliche, und dabei doch so persönliche und gewählte Sprache Schweitzers ist geeignet, jedem Laien Bach nahe zu bringen. Der ausübende Musiker, sei er nun Organist, Klavierspieler, Sänger oder Dirigent, wird die vielseitige Anregung daraus empfangen: Meinungsverschiedenheiten wird es ja deshalb noch immer geben. Der Welt zu verkünden, was Bach gewesen, hatte B. Spitta sich zur Lebensaufgabe gesetzt. Wie er sie gelöst hat, ist wohl fast allen bekannt. Um ein populäres Buch zu sein, ist Spittas Bachbiographie zu ausschließlich wissenschaftlich. Sie dient als hervorragende Quelle allen gemeinverständlich geschriebenen Bachbiographien, die indes fast sämtlich das Historische zu sehr in den Vordergrund stellen und Biographie und ästhetische Analysen mehr als wünschenswert einander arbeiten. Diesen Fehler begeht Schweitzer nicht. Denn Bachs äußeres Leben steht so wenig im Zusammenhang mit der Entstehung seiner Werke, daß beides getrennt behandelt werden kann. Schweitzer entwickelt keine ästhetischen Prinzipien nicht etwa nach einem willkürlichen System, sondern geht allenthalben vom Kunstwerk selbst aus, wie es analoge ästhetische Werke über die bildende Kunst schon längst tun. Folgen wir in Kürze dem Plane des Buches. Die ersten zwölf Kapitel sind historischer Natur, wir sehen, wie das große Werk, das Bach zu vollenden beschied, jahrhundertlang vorbereitet wird, wie alle Formen der kirchlichen Musik vor Bach schon vorhanden sind, „um von ihm noch einmal in einzigartiger Vollkommenheit und definitiv dargestellt zu werden“, wie der Geist der Zeiten in ihm lebt, alles künstlerische Suchen, Wollen, Schaffen, Sehnen vergangener und gegenwärtiger Generationen in ihm zusammengefaßt ist und sich in ihm auswirkt. Während Handel an dem kostbaren Schatz der Choralmelodien vorüberging, macht ihn Bach geradezu zum Mittelpunkt seines Schaffens. Was

Reise-Artikel Reisetaschen, Reise-Necessaires, Reisedecken, Reisekoffer. **Herren-Artikel** Anzüge, Paletots, Hute, Gravatton. **Lederwaren** Damentaschen, Damengürtel, Portemonnaies, Cigarren-Etuis. **Robert Kunze, Altmarkt, Rathaus u. Prager Strasse 30.**